



Irische Schmerzen

Der Springreiter Denis Lynch hilft leidenden Pferden in seiner Heimat.

Den grünen Rock hat er aus Ärger über seinen Verband abgelegt. *Von Evi Simeoni*



Hallo Dublin? Der irische Springreiter Denis Lynch hat viele Gründe, zum Telefon zu greifen.

Fotos Karl-Heinz Frielert/Julia Rau

Dieser Pferdestall ist ein Gedicht. Hier ist es hell, sauber und aufgeräumt, die Gasse gefegt, und die Pferde sind picobello. In der Sattelkammer läuft die Waschmaschine, daneben trocknen frisch duftende Decken. Sättel und Zaumzeug hängen ordentlich an der Wand und verbreiten den edlen Geruch von gepflegtem Leder. Auf dem Boden stehen mehrere Paar Reitstiefel, geputzt und aufgeleitet wie die Soldaten. Zu sagen, hier herrschte preußische Ordnung, wäre untertrieben. Es herrscht – irische Ordnung. Hier, auf einem schmucken Hof in Münster, lebt und arbeitet der Springreiter Denis Lynch, ein Mann aus Tipperary. Und wer den 34 Jahre alten Pferdeman erzähle hört, kann viel lernen über die Grüne Insel.

„Ich bin sehr stolz, ein Ire zu sein“, betont Lynch immer wieder. Aber seine Heimat macht es ihm – wie schon vielen seiner Vorfahren – schwer, nicht nur ein stolzer, sondern auch ein glücklicher Ire zu sein. In letzter Zeit wird ihm sogar immer mehr das Herz schwer, wenn er an seine Heimat denkt. Das hat zwei Gründe. Sein Verhältnis zu seinem Verband, Irish Horse Sport, ist so schwer gestört, dass er die grüne Jacke vorerst ausgezogen hat. Und die Art und Weise, wie sei-

ne Landsleute mit Pferden umgehen, deren Unterhalt sie sich nicht mehr leisten können, schockiert ihn.

Die Bilder der ausgesetzten Tiere erschüttern Tierfreunde in ganz Europa. Sie zeigen abgemagerte Pferde mit verwachsenen Hufen und geschundenen Körpern, die so krank und elend sind, dass manche nur noch durch den Gnadentod erlöst werden können. Der romantische Blick auf das Land der inbrünstig singenden Armen, traurig-schönen Balladen, malerischen Pubs und feuerköpfigen Widerstandskämpfer ist den Irland-Touristen von einst sowieso vergangen, seit das Land sich mit Hilfe der EU in einen künstlichen Boom manövrierte, dem jetzt die wirtschaftliche Ernüchterung folgt. Die gefühllose Haltung – ausgerechnet in einem ausgewiesenen Pferdeland – gegenüber den leidenden Lebewesen stößt auf Unverständnis und Ablehnung. Tausende von ausgesetzten Pferden fristen mittlerweile ihr Dasein auf Müllhalden und an den Böschungen der Autobahn. Die Irische Gesellschaft zur Verhinderung von Tierquälerei (ISPCA) berichtet vor kurzem, sie habe in 48 Stunden 22 vernachlässigte Pferde aufgenommen – in zwei Wochen habe sie 30 Pferde retten müssen, die teure und langwierige Pflege brauchten, um wieder zu Kräften zu kommen. Täglich würden tote Pferde

gefunden, heißt es in einer Erklärung vom 24. Januar. Vor kurzem waren Reitpferde oder von Besitzergemeinschaften gehaltene Galopper noch Statussymbole. Durch die steuerbegünstigte Zucht wucherte zudem die Überproduktion. Und weil in Irland Pferde weder registriert noch gekennzeichnet werden, kann niemand den verantwortungslosen Besitzer ausfindig machen, der einfach sein Pferd am Straßenrand zurückschlägt. Die ISPCA hat an die Regierung appelliert, sich mit diesem Problem zu befassen, „über das bereits in aller Welt berichtet wird, und das den Ruf der irischen Pferdebranche zu zerstören droht“.

Denis Lynch, der seit 16 Jahren in Deutschland lebt, hat das Geschehen aus der Entfernung verfolgt und fühlt sich nun aufgerufen, etwas zu tun. Seit Dezember setzt er sich für die Rettung der verletzten Pferde ein. Er ruft die Reiterszene zu Spenden auf, sammelt auf Turnieren und hat bereits weit mehr als 100 000 Euro zusammen. Das Geld trifft in kleinen Beträgen auf dem Spendenkonto ein – und manchmal greift ein Mäzen auch einmal tief in die Tasche. Ziel ist es, Pferden, die in Irland gesund gepflegt wurden, ein neues Zuhause zu vermitteln, am ehesten als Schulpferde in deutschen Reitvereinen. Lynch gibt seinen Namen und sein Engagement. „Es muss sich selbst tragen“, be-

tont er. Lynch will nämlich nicht mit dem moralischen Zeigefinger auf seine Landsleute deuten. „Ich möchte nicht den Heiligen spielen. Natürlich liebe ich die Pferde und will sie retten. Die wirkliche Krise ist aber die Finanzkrise.“

Lynch hat mit 18 Jahren das Land verlassen. „Ich bin nicht mit einem goldenen Löffel geboren“, sagt er. Sein Vater ist Trompeter von Beruf, er ist aufgewachsen in Killeacle, in einer Gegend voller Weiden und Ställe, die ihn anlockten. „Ich weiß noch genau, wie es war, kein eigenes Pferd zu haben.“ Der Junge schlich sich heimlich auf die Koppeln anderer Leute und schwang sich auf die ungesattelten Tiere. Mit dreizehn Jahren verließ er die Schule, um bei seinem Großvater – dem einzigen Pferdeman der Familie – zu arbeiten. Der trainierte Vollblüter für Hindernisrennen und setzte seinen Enkel als Jockey ein. Das bedeutete harte Arbeit und schwere Stürze. „Wussten Sie, dass dreißig Jahre alte Jockeys den Körper von Sechzigjährigen haben?“, fragt Lynch. Daran seien die vielen Knochenbrüche schuld. Eines Tages war dann aber ganz von selbst Schluss. Als er mit achtzehn Jahren zu groß und schwer für den Rennsattel geworden war, gab es für ihn

nur noch eine Möglichkeit: Auswandern. Ein Reitermärchen begann. Immer wieder begegnete Lynch zum richtigen Zeitpunkt Menschen, die ihm den Weg wiesen und ihm halfen, ein Stück weiterzukommen. In dem Stall in der Nähe von London, wo er sich zunächst als Pferdepfleger verdingte, entdeckte ihn der Aachener Springreiter Peter Weinberg und bot ihm einen Job an. Lynch nahm an. Erst in Deutschland ritt er über die ersten Parcours-Sprünge. Und hier begegnete er auch seiner späteren Frau Simone, deren Eltern der schöne Hof in Münster gehört. Dort machte sich Lynch selbstständig, kaufte und verkaufte Pferde, bis eine weitere Schlüsselfigur auftauchte: Der Schweizer Milliardär Thomas Straumann beauftragte Lynch zunächst, die Pferde seiner Schwester zu betreuen. Eines Tages fand der betuchte Sport-Mäzen, der sein Geld mit Dentaltechnik verdient, die Zeit sei reif, um ein richtig gutes Pferd für Lynch zu kaufen: Upsilon d'Occquier. Später fand er, es müsse ein Olympiapferd her: Lantinus, mit dem er 2008 in Hongkong am Start war – und eine seiner düstersten Stunden erlebte.

Lynch war einer der fünf Springreiter, deren Pferde bei Olympia mit dem verbotenen Mittel Capsaicin behandelt worden waren. Weil er noch am Ort eine Pressekonferenz gab und die Salbe vorwies, mit der er angeblich den Rücken von Lantinus

behandelt und nicht etwa dessen Beine hypersensibilisiert hatte, erhielt er die geringste Strafe von allen – vier Monate Sperre. „Es war ein Riesenfehler von mir“, gibt er zu. Er habe immer wieder die Kruppen seiner Pferde mit der Salbe behandelt und sei nie mit einer positiven Doping-Probe aufgefallen. Das Labor von Hongkong konnte die Substanz dann plötzlich nachweisen. „Es ist das einzige“, sagt Lynch. Er legt großen Wert darauf, dass sein Wallach Lantinus keine verbotenen Methoden nötig habe. „Er hat gleich hinterher sehr viel Geld gewonnen“, sagt Lynch. Zu jener Zeit war Lantinus laut Rangliste das beste Springpferd der Welt.

Natürlich ist etwas hängengeblieben, gerade in Deutschland, der Heimat von Christian Ahlmann. Der Rheinländer wurde aufgrund des gleichen Vergehens – ebenfalls in Hongkong – nicht nur wie Lynch wegen verbotener Medikation, sondern wegen Dopings verurteilt und darf bei Olympia 2012 in London nicht starten. Eine Aktion weiße Weste soll sein Engagement für die irischen Elendspferde aber nicht sein. „Ich mache das nicht, weil ich ein schlechtes Gewissen hätte. Ich will etwas bewegen.“

Im Parcours gehört Lynch nach wie vor zu den Top-Leuten, war Gewinner des Großen Preises von Aachen 2009, Rider of the Year 2010 und steht auf Platz neun der aktuellen Weltrangliste. Erst am vergangenen Wochenende hat er beim Hallenturnier in Zürich wieder eines der wichtigsten Springen gewonnen. Doch der Stolz der Grünen Insel ist er nicht mehr. In irischen Medien wurde in letzter Zeit viel über Lynch berichtet. Nicht über seine Hilfsaktion, sondern darüber, dass er angeblich sein Land verraten will. Im Verlauf von langwierigen Auseinandersetzungen mit dem irischen Equipechef Robert Splaine zeigte sich, dass beider Auffassungen von Strategie und Wettkampf-Vorbereitung unvereinbar sind. Und dann behauptete einer der irischen Funktionäre auch noch, Lynch sei bei der WM in Lexington in den Ring geritten wie ein Schaf mit erhobener weißer Fahne. Danach hat er die Brocken hingeworfen. Er startet nicht mehr bei Nationenpreisen, und dabei will er bleiben, „so lange das Management so ist wie jetzt“. Tatsächlich leidet die irische Springreiterei immer wieder unter Skandalen. Cian O'Connor verlor seine olympische Goldmedaille von 2004, weil er sein Pferd mit Psychopharmaka gedopt hatte. Später verschwand die B-Probe auf rätselhafte Weise auf dem Weg ins Labor. Jessica Kürten, die am Niederrhein wohnt, ist wie Lynch heillos mit dem Verband zerstritten.

In Deutschland, bei Otto Becker, habe er gesehen, dass es auch anders gehe, sagt Lynch. Mit Disziplin und Planung. „Hut ab“, sagt er über den Bundestrainer, dessen Equipe bei der WM im vergangenen Jahr trotz schwieriger Umstände den Titel holte. Lynch hat sich bei Becker erkundigt, ob er beim deutschen Verband willkommen wäre. Der Bundestrainer will nicht als Abwerber dastehen, hat Lynch aber mit den betreffenden Regeln vertraut gemacht. Zwei Jahre Sperre müsste er bei einem Nationenwechsel maximal in Kauf nehmen. Becker hält sich mit Kommentaren zurück, aber natürlich käme dem deutschen Verband, der gerade einen Generationenwechsel vollzieht, ein solcher Spitzenmann mit einem solch potenten Sponsor gerade recht.

Die Pferde, sauber geputzt und wohlgenährt, schauen zufrieden aus ihren Boxen. Auch All Inclusive ist da, der Wallach, den Ludger Beerbaum bei den letzten Olympischen Spielen ritt, und den Straumann vor zwei Jahren gekauft hat. Lantinus ist zur Zeit nicht ganz in Ordnung und deshalb zur Abklärung in die Klinik gekommen. So ein vierbeiniges Kleinod will schließlich gehegt sein. Jeder Crack in diesem Stall ist Millionen wert – und lebt in einer ganz anderen Welt als die irischen Streuner. „Das kann man nicht vergleichen. Diese Pferde hier – und ein Pony, das ungefähr den Wert hat von einem Handy. Aber ein Tier ist ein Tier.“